



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Windthorst, Margarete: Die Blume des Florentin Kley. III.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zöllnerische Maßnahmen, und die Bürgerschaft beharrte dementsprechend längere Zeit in diesen Geleisen.

Neben dem Handel ist in Stettin in neuerer Zeit immer mehr die Industrie emporgewachsen. Außer der weltbekannten Firma „Vulkan“ sind mehrere andere namhafte Schiffswerften in Betrieb. Neben der Zuckerriederei hat immer mehr die schon lange blühende Seifenfabrikation einen Aufschwung genommen, desgleichen die Verfertigung chemischer Produkte, vor allem aber die Zementherstellung, die von einer Reihe bedeutender Firmen betrieben wird. Eine großartige Gründung stellt das seit 1897 in Betrieb genommene Eisenwerk Kraft des Fürsten Händel von Donnerstorf dar.

Die Entwicklung der Stadt spiegelt sich deutlich in dem Anwachsen der Einwohnerzahl. Am 1560, zur Zeit der Blüte der Loipe, zählte sie vielleicht 6000 Seelen, im Januar 1809 ohne das Militär 18375. Dann beginnt ein riesiges Wachstum. 1843 zählte man bereits 41573, 1871: 76280, 1910: 236145 Einwohner. Zuletzt ist diese Steigerung durch Eingemeindungen wesentlich beschleunigt worden. Aber auch ohnedem muß man sie ganz außerordentlich nennen. Die zu erwartende Eröffnung des Großschiffahrtsweges wird voraussichtlich des weiteren zur Hebung der Stadt wesentlich beitragen. Dann wird das Wort des Kaisers, das in den Mauern Stettins am 23. September 1898 fiel: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser!“ noch tieferen Sinn für Stettin gewinnen und dieses seinem Berufe, das Hamburg der Ostsee zu sein, noch leichter nachleben können. Dann wird auch das stattliche Museum auf der schönen Hafenterrasse fertig und eingerichtet und vielleicht auch die bisher etwas stiefmütterlich behandelte Stadtbibliothek kräftiger gefördert werden. Dann finden vielleicht auch die Musen eine behaglichere Stätte in der alten Oberstadt. In diesem Sinne stimmen wir mit ihrem Historiker ein in den alten Ruf:

Horsa Stettin!



Die Blumen des Florentin Kley

Novelle von Margarete Windthorst

III.

Wieschen saß ihm schräg gegenüber, und er besah sie mit seinen glimmenden Augen. Sie hatte in dem heißen Kleide einen heißen Rückweg im Mittag gehabt, zwei rote Fleckchen waren auf ihren Backen heiter geworden und lagen auf der feinen Haut wie Streurosen auf einer weißen Decke. Er sah sie gern mit roten Backen. Er spülte seine Suppe zum Erkalten über den Rand seines

Tellers und blickte das Wieschen verstohlen an. Wenn sie wie die Regine wäre — so ein Funke, dachte er. Wie er sich ganz in dem Gedanken verlor, vergaß er, sie wäre dann das Wieschen nicht gewesen, so wie es nur eines gab in aller Welt, eben dieses einzige Wieschen.

Nach Tisch hielt er sie an. Sie hatte weg wollen ohne ihn angesehen zu haben während des ganzen Mahles, nun blieb sie, war verwundert über seine Unruhe, über sein Gesicht und Wesen und über seine Ansprache überhaupt.

„Wie du mir die Hand gegeben hast heute morgen,“ sagte er, „da hab' ich gewußt, das Wieschen hat sich bedacht und zu dir umgetan. Gott bewahr' ist Zanf mit uns gewesen. Es soll wohl alles recht werden, wir wollen uns drum bereden, wenn's auf den Abend geht.“

Sie sah ihn an, wie mit einem gemeinen Wort aus einem Gebet aufgestört. „Florin,“ antwortete sie, ihn voll anblickend, „was hätte ich in einer Kirchenbank sitzen sollen und mit den Augen auf den Altar sehen, wenn ich mich im Herzen zu dir umgetan hätte?“

Er hing aber an seiner Idee fest und ließ sich nicht wegschieben. „Mir ist ganz wirr im Kopf, soviel hab' ich mich auszureden mit dir.“

Er stritt um ihre Hand, die sie hinter sich hielt, und als er sie nicht gewann, lachte er auf, und er sagte mit anderer Stimme als eben: „Meinst du, ich lasse mich narren von dir? Du könntest mir die Hand hinhalten und ich sollte sie nehmen wenn du wolltest, und wenn du nicht wolltest, könntest du sie hinter tun? Meine brauch' ich nur hinzuhalten, und —“

Sie vernahm alle Drohung und sah ihn fast bittend an. Als sie dann die Augen wie im Zusammenschauern schloß, hörte sie seine Stimme sich verändern und plötzlich klang seine Frage, als schüttelte er einen Rosenstamm und die duftenden Blätter fielen über sie: „Wissen möcht' ich, wie lieb ich dir gewesen bin in aller Zeit vorher.“

Da öffnete sie die Augen wieder, und eine leuchtende Wärme kam über ihr Gesicht. „Ich wär' neben dir hergegangen ein ganzes Lebenlang mit einem Stein im Schuh, wenn es hätte sein müssen, meine Liebe damit zu zeigen.“

„Und dann?“

„Ich wollte mir Ketten ins Haar setzen und mich nicht mucken, wenn ich mich kämnte, wüßt' ich bloß, dein Sinn wäre dir rein geblieben.“

„Und jetzt?“

Sie streckte sich und stand leuchtend wie eine Altarkerze. „Schenkst du mir ein Kissen mit Taubenfedern darin und setztest mich in die Reihe von Prinzessinnen — lieber auf meinem Brettstuhl verbliebe ich in der Nähstube bei Setten, als daß ich soviel an mich kommen ließe, wie der Hauch von einem Mund in einer Fensterscheibe an Unreinheit bedeutet, wenn er auch gleich verfliegt.“

„Auch —,“ fragte der Florentin, stockte und lachte heimlich, „wenn ich die Regine als Weib in dieses Haus hereinholte?“

Sie ließ sich die Kerzenflammen nicht ausblasen, die ihr aufgestrahlt waren. „Wenn ich einem die Hand gebe, ist mir's immer, fest müsse der Druck sein, damit man zeige, was man in sich hat. Hast es schon einmal gespürt, Florin, viel Kraft ist in mir.“

„Weißt,“ meinte der Florentin sicher, „es hat schon manch' einer geprahlt. Es hat schon einer eine Eiche niedergeschlagen und einen Tag ausgedauert mit seiner Kraft, aber er hat nicht ein volles Blumenglas hinhalten können, minutenlang mit dem gestreckten Arm.“ Er lachte. „Und wenn ich soweit nun mit der Regine stehe, soll ich dir Bescheid geben, daß du dich noch besinnen kannst?“

Wieschen hob ihre Hand und ballte sie zur Faust. „Kommen magste, und ich will dir ins Gesicht schlagen!“

Es war in der Stunde danach. Wieschen saß mit Jette in der Nähstube, ein Zeitungsblatt im Schoß, die zitternden Hände darüber gefaltet. Sie war innen ganz ruhig um sich, aber sie hatte Leid und Angst um den Burschen. Jette schlief in einem von gemächlichem Schlummer ausgeweiteten Korbsessel. Sie hatte es immer mit den Sonntagen nach dem Kirchgang, ihr schwächlicher Körper und die zähe Natur stritten sich um das Ungewohnte. Die Kopfhaut war ihr wie gekräuselt, und dieser empfindliche Schmerz bedrückte sie seelisch so, daß sie Laune und Lust in einem verlor und mißgestimmt war. Selbst in ihrem Schlummer war sie ein Bild aller Unzufriedenheit, wenn sie mit Gesicht und Händen zuckte, um den Fliegen zu wehren. Als sie dann aufwachte, griff Wieschen verwirrt nach einem Zeitungsblatt in ihrem Schoß. Ob sie geschlafen habe?

Wieschens Frage war ungeschickt. Man soll keinen Nachmittagschläfer darum befragen, wie tief er sich von innen besehen hat, es verdrießt ihn meist. Geschlafen habe sie schon, und immerhin sei es besser, ehrlich zu schlafen, als daß ein's dasäße wie es eben, mit solchen Gedanken, aus denen man auffahre und nach einer Zeitung greife, wenn einer dazu käme, sagte sie spitz.

In dieser Stimmung saßen sie noch beisammen, als durch die Pforte draußen ein leichter, stinker Schritt hereinlenkte, über den backsteingepflasterten Pfad bis zum Hause trat, die Treppe, je eine Stufe überspringend, hinauf nahm und die Haustür öffnete. Eine kleine Krämerglocke schellte oben an dieser Tür, daß es freundlich klang, wenn jemand sie öffnete; wie mit Tanzschritten und Schuhen schlürfte es im Flur, dann klopfte es an die Nähstube.

Es geschah nun alles in einem Augenblick, und ehe der eine von allen Dreien das Wort und Wesen des anderen abwartete: Jette sagte das Ja, Wieschen streckte wie abwehrend die Hände, eine gegen Jette und eine gegen Regine Sträter, welche durch die Tür trat, noch ehe sie hereingefordert war. So völlig auf sperrte sie die Tür, daß jeder erste Blick ihre ganze Gestalt umfassen mußte. Sie brachte mit ihrem roten Haar und mit ihrem Lachen viel Glanz und Freude von draußen mit in die Stube herein, wo die Luft dumpf,

Worte und Schweigen stumpf gewesen waren. Es war, als wolle sich die Regine verdoppeln mit jeder Bewegung, wäre gleich hundertfach in der Stube und hätte sich in einem Augenblick ein größeres Recht darin genommen, als Wieschen sich ihres mit tausend feinen, mühsamen Nadelstichen erarbeitet hatte.

Regine begrüßte die Näherinnen, wie nur eine nächste Nachbarschaft den Gruß bereit hat, Wieschen legte ihre kühlen schlanken Finger zögernd, aber dann sich bedenkend, einen sicheren Augenblick lang in die warmen runden der anderen. Es war nur, wie die beiden Mädchen sich dazu ansahen, daß ihre Blicke hart gegeneinander trafen, nicht über den Treffpunkt der Mitte hinausliefen und da wie in Splitter stießen. Zette lüchelte zu dieser Begegnung.

Regine warf ein in Zeitungspapier gewickeltes weißes Stöffchen, welches sie unter dem Arm hergetragen hatte, auf den Zuschneidetisch und kramte es heraus. „Für ein Tanzkleid,“ erklärte sie, „für die Kirmeß.“ Ihre Stimme war klingend wie das Läuten einer Karussellglocke. Sie sagte, sie komme erst jetzt zur Meisterin Zette herein als ihre nun dauernde Kundschaft, weil sie sich nicht ausgekannt hätte im Dorf, sie habe in der Stadt machen lassen, da sei aber alles leicht' Werk, auf dem Land lerne man erst das Gediegene. Zette möge ihr's nachsehen mit aller Verspätung.

Zette tat einen schiefen Blick über die geputzten jedoch fadigen Kleider der Sprecherin und befühlte das glänzende weiße Stöffchen heimlich nach seiner Billigkeit. Aber wie sie den Mund zu einer stichigen Antwort spitzte, schmeichelte Regines Rede ihrem Ohr, und sie sah es ihr nach, daß sie spät, aber nun doch gekommen war. „Es müssen blaue Schluppen daran, an das Kleid, das steht zu ihrem Haar, Fräulein Reginchen.“

Wieschen mußte das bunte neue Modebild geben. Sie trug es her mit gestrecktem Arm. Sie sagte auch etwas zur Mode, aber es galt nicht, obgleich ihre Stimme so Feines an Form angab, wie sie an Ton war. So stand sie wie weggeschoben von ihrer Meisterin und von der Fremden, bückte sich nur, hob die Papierseken auf und brachte sie weg, die Regine von dem Paket abgerissen und ihr gleichgültig und wie zufällig vor die Füße warf und sah immerfort und wie staunend über das Gesicht und die Gestalt jenes Mädchens.

Sie war hübsch, lebensfrisch und saftig, die Regine, wie eine reife Frucht, welche zu fallen droht, wenn keiner sie pflückt. Auf ihrer glatten Stirn konnte noch keine Falte des Unmuts gestanden, oder eine Sorge den harten grauen Griffel dazu angelegt haben. Ihre frischen Farben waren mit ein paar Sommersprossen wie geneckt von ein bißchen Häßlichkeit, sonst nahm keiner Schaden, wer sie besah. Aber wer zu ernst über ihr ganz leichtes Wesen nachsann, der behielt nicht viel von ihr, wenn sie dagewesen war. So dachte Wieschen bei allem staunenden Ansehen: „Er wird sie satt, der Florin.“

Als das Geschäftliche ausgesprochen war, brachte Zette den Besuch in die Bisitenstube, zu der Wieschen die Tür aufthun mußte. Sie öffnete auch noch das Fenster, weil eine enge Luft in der Stube war, legte die Schondecken, die

ums Verstauben halb zusammen gefaltet waren, über den verschliffenen Bezug der Sofalehnen und rieb das gelbliche Mehl vom Fußboden auf, welches ein Holzwurm von unterwärts aus dem brüchigen Tisch gestreut hatte. Die Möbel hier waren alt und aus dem Hausrat der Kamps, die das eigene Dach nicht darüber halten können. Wieschen dachte, die Regine, wenn der Kley sie heirate, würde neuen Hausrat zubringen müssen. Sie vergaß, daß jene nur eine Hergelaufene sei, aus einer Stadt im Hannoverischen, angelockt vom Hunderttalerlohn des Molterschluchtbauern und Wirtes, wie man erzählte. Viel Wesens war davon gemacht, aber jeden, der die Regine kennen lernte, nahm ihre Gegenwart so ein, daß keiner ihrer Vergangenheit nachfragte. Auch das Wieschen dachte nur an ihr Dasein.

Als sie gegangen war und Zette, die sie hinausgebracht hatte, sich wieder mit Wieschen allein in der Nähstube zusammensand, sagte Zette mit leichtem, gleichgültigen Achselzucken und im Tone lässiger Entschuldigung: „Du kannst einem nicht verdenken, wenn man nun, wo sie gekommen ist, freundlich mit ihr getan hat. Man hört auch mal gern was Lustiges. Und leid wird man's zuletzt, immer in ein Gesicht zu sehen wie in deins, in so ein Lammfrommes.“

„Ja,“ antwortete Wieschen bescheiden.

Sie saßen dann zusammen um den Kaffeetisch, den die Mutter Johanne aufgetragen hatte. Sie stand noch, den mächtigen Brotlaib an die Brust genommen, ließ geschickt und fürsorgend das Messer durch die harte Kruste gleiten und legte jedem eine Rumschnitte an die Tasse.

Der Florentin kam gestrahlt und gestriegelt aus seiner Stube. Sein Wesen war unraffig, ihm war, er höre noch den Tanzschritt Regines schleifen, und wie er am Tisch neben dem Wieschen saß, halte er die Füße um die Stuhlbeine, als wolle ihn die Regine mitreißen und er sträube sich noch dagegen. Ihr Lachen und ihre Stimme schallten noch wider im Haus, die Luft hatte von dem Goldschimmer ihres Haares getrunken, und der Florentin meinte, wohin er sah, sie stände in allen Winkeln und hinter den Türen und winke ihm zu mit ihrer Hand. Er trug Kragen und Manschette und seine gute Zoppe, wie zum Ausgehen. An seiner Brust tickte seine Taschenuhr, Wieschen meinte, seinen unruhigen Herzschlag darin zu hören.

Zette randete die Krusten ihres Brotes ab, bestrich und aß das Weiche, lobte ihr Kaffeeschöllchen und erzählte von Regines Kleid. „Schneeweiß, für's Tanzen. Und blaue Schluppen zu ihrem roten Haar. Da soll noch keiner so fein gegangen sein aus meiner Kundschaft wie die Regine.“

Wieschen langte nach Zettes Brotkrusten und tunkte sie für sich ein. Die Mutter Johanne leckte am Finger, stippte die Krumen vom Tisch auf, mümmelte daran und sagte: „Es muß auch mal ein weißes haben, das Wieschen.“

Sie saßen noch eine Weile, wie sie mit essen und reden fertig waren; der Florentin hatte nur geschwiegen. Wieschen bedachte sich, ihm ein versöhnliches Wort zu sagen, in ähnlicher Absicht, wie heute früh der Händedruck, da stieß

er seinen Stuhl zurück, sprang auf, kippte seine Tasse in die Unterschale und verließ Stube und Haus. „Brennt's wo?“ fragte Jette ihm nach, meinte dann sichernd: „Am End' hat die Regine das Haus angesteckt mit ihrem Brandhaar.“

Wieschen lauschte den Schritten des Florentin nach, sie nahmen die Richtung in das Dorf, wo die Kolterschlucht lag. Sie wollte seine Schritte zählen, soweit sie lauschen konnte, aber er ging wie mit scheuem Schleichen, und sie verkam in allem Takt. Ihre Hände krümmten sich zu Krallen, als wolle sie sich in sein Zeug hängen, um ihn da zu behalten. Sie hätte die Hand heben und schwören können, er sei zu Regine gegangen, so war sie in Gewißheit um ihn, während sie sich dennoch in ihrem Geiste in die Knie warf wie ein angepflöcktes Lamm, welches seinen Rasen bis auf den Grund abgeweidet hat und nach einem grünen Blatte die Lippe streckt; so langte sie nach dem spärlichen Grün einer einzigen kleinen Hoffnung um ihn.

Die Mutter Johanne verblieb in der Küchenstube und befaßte sich mit dem Volkskalender, dem Ravensberger, der für einen, welcher sinnig las, die zwei- und fünfzig Sonntage einer Jahresrunde auswählte. Jette war in das Dorf gegangen. So saß Wieschen allein und sah durch das offene Nähstubenfenster in den Garten. Es war ein Ding in ihr aufgesprungen, welches immer wieder in ihr aufstand, wenn sie es niedergezwungen hatte. Es steckte ihr im Blut, krümmte ihr die Finger zu Krallen und stocherte sie an mit seiner spitzer Zunge: „Hol' ihn dir wieder, deinen Florin. Laß ihn der andern nicht!“ Wieschen reckte sich und trat mit dem Fuße auf das Ding. „Jetzt will ich meine Kraft zeigen,“ sagte sie ihm stolz und siegesfest. Sie schlurte mit den Schuhen, als hätte sie in Wahrheit etwas zertreten. Aber wie doppelt geworden hob es sich vor ihr auf und umgab sie von den Seiten, sagte ihr in jedes Ohr ein anderes Wort und verwirrte ihr alles Verstehen.

Im Garten draußen in der Sonne waren die Blumen des Sommers voll. Die Bienen sorgten und fangen um ihren Honig, sie kannten keinen Sonntag bei ihrer Arbeit, oder sie erkannten im Honiggammeln aller Alltage nur ihren einen und einzigen Lebenssonntag. Die Schmetterlinge, die noch von keiner Arbeit je müde geworden waren, hatten ein leichtes, ganz leichtes Gaukeln im Garten über den Blumen des Florentin Kley. Es kam ein goldener dem Wieschen in das Fenster und über den Kopf geflogen, aber er taumelte zurück wie verirrt, vielleicht weil die Augen des Mädchens ihn zu schwer ansahen, als wollten sie ihm den Flügelstaub bedrücken, oder weil dem Wieschen die Augen in dem blassen Gesicht standen wie welke Gartenblumen in einer weißen Scherbe.

Als Jette heim kam, fand sie das Mädchen vermeint. Sie räusperte sich, zog ihr Sacktuch aus der Tasche, ein weißes zuerst und zuzweit ein buntes, wischte sich mit dem letzteren den Mund und steckte die Tücher zurück in die Tasche, zuoberst das weiße. Sie hatte draußen viel Klatsch gehalten und mochte meinen, das Wieschen sähe ihren Namen noch an ihrem, Jettes, Munde hängen.

„Es geht wieder daher heute bei der Molterschlucht,“ erzählte sie dann. „Sie sind rein toll heutzutage. Sie müssen tanzen, und wenn bloß ein gemeiner Sonntag ist. Alles Volk ist da.“ Sie nannte mit nachdrücklicher Wichtigkeit die Namen der einzelnen Mädchen und Burschen, welche insonderheit die Dorfjugend ausmachten, ein guter Karren voll leichter Ware, von der es besser gewesen wäre, man hätte sie zum Dorf hinausgeschoben und zöge eine neue Brut dafür an.

Wieschen hob die Hände, als wolle sie des Florentin Namen hinnehmen, ließ sie aber sinken, als Jette ausgeredet hatte, ohne ihn genannt zu haben. Dann fragte Jette unvermittelt: „Möchtest du je einmal mit denen tanzen?“

„Wie meinst du?“ fragte Wieschen erstaunt. „Lieber möcht' ich, ihr alle ginget hinter meinem Sarge her, ehe daß einer mit mir ausginge zu tanzen. Es 'hört Sonntags nicht hin für einen, der sich hierzuland ganz ordentlich hält. Aber warum meinst du bloß, Jette?“

Sie antwortete nebenhin, während sie schon hinaus ging, um nach anderem zu sehen: „Ich dachte nur, als ich den Florentin eben dastehen sah beim Sonntagsvolk an der Molterschlucht: das Wieschen geht auch noch mal hin.“

Wieschen fühlte sich unsichtbar angefaßt, war nur wie mitgezogen, als sie aufstand und hinaus ging. Sie ging oben durch die Gärtnerei, trat durch eine kleine Pforte ins Feld und bog durch Ackerfurchen gegen die Straße hinunter und zurück. Sie pflückte aus dem blütenstaubenden Roggen vollblühende Mohnblumen, von denen sich die Blätter verloren, weil sie mit dem Arm schlenkerte. Wieschen sah es nicht. Sie ging wie verloren und ließ sich den Weg anzeigen von dem Fremden, das mit ihr war.

Wieschen war den Mädchen, welche vor dem Wirtshaus herumstanden, im Wesen und Verkehr fremd, aber sie kannte die einzelnen leicht an ihren Kleidern, die sie genäht hatte und sprach mit jedem. Sie sicherten untereinander und wunderten sich über das Wieschen Maßmann. Wieschen hörte ihre Frage: „Was will die bloß?“ Da zeigte sie die Blumen, die nur noch Stiele waren. „Ich bin im Feld gewesen und kam just hier herunter.“

Der Florentin stand gegen eine der Linden gelehnt, stur, wie sonst die Leiter, die er daran legte zum Beschneiden der Bäume. Regine war um ihn, hatte einen Finger in ein offenes Knopfloch seiner Toppe gesteckt, daß er nicht von ihr weg konnte. Warum er so weggekeilt wäre heute morgen um Kirchzeit, wie sie ihm gewinkt hätte, fragte sie ihn. Ihre Stimme war wie singend, wenn sie seinen Namen nannte, sie schob die Zunge zwischen den Lippen her, als lecke sie einer Süßigkeit nach.

Er sah das Wieschen, und hatte er eben der Regine auf ihre Frage nach seinem stillen scheuen Wesen Bescheid gegeben, so sagte er jetzt: „Laß mich doch los!“

Wieschen trat gegen die beiden an, mit ein paar ihrer langen festen Schritte war sie bei ihnen. Sie hielt die Stiele der Feldblumen in halb gehobener

Hand, und hiermit wie mit der Art ihres Ganges war's, als wolle sie mit einer Rute zwischen die beiden treten. Regine ließ aber erst von dem Burschen ab, als von der anderen Seite her die Eigenschaft als Kellnerin von ihr gefordert wurde. Es waren noch fremde Gäste da, zwischen denen sie Gläser hin und her zu tragen hatte, und es konnte vorkommen, daß wirklich vornehme Stadtherren an ihren Armen, an ihren starken Hüften herumstrichen, als hätten sie es nötig, ihre Vornehmheit auf diese Weise einmal an diesem gefälligen Mädchen abzustreifen. Die Regine wirbelte Staub auf wie ein neuer Besen. So verlor sie sich. Sie trug sich in Gedanken aber so fest mit dem Kley, als hätte sie den Finger noch in seinem Knopfloch hängen.

Wieschen sagte leise und ungeduldig: „Komm doch mit heim, Florin.“ Die Innigkeit, mit der sie sprach, kam aus so reinsten Seele, als steige Duft aus einem Blumenfeld. Sie war sich bis da ihres Weges so unbewußt gewesen, daß sie erschrak, als sie den Burschen ansah und ein Lächeln in seinem Gesicht fand; ganz klein, aber als könne es wachsen, so war dieses Lächeln. Da rief ihr reines Inneres sie an: „Was tatest du?“ —

Der Florentin war mit ihr heimgegangen, und sie hatte leicht hin die Stielruten aus ihren Händen weggeworfen. Sie fühlte sich jetzt, als hätte sie sich gegen sich selbst entwaffnet.

(Fortsetzung folgt)



Heimatmuseen

Von U. von Auerswald-Heiligengrabe



in Heimatmuseum, das seinem Namen und seiner Aufgabe entspräche, müßte in großen Zügen eine Erläuterung, man möchte sagen eine Illustration der Heimat geben, der Erdgeschichte sowohl wie der Menschheitsgeschichte, wie sie sich seit Urzeiten abgespielt hat. Das wäre das Ideal, dem es nachstreben sollte, das Ziel. Nicht minder wichtig aber ist der Weg, der zur Verwirklichung eines solchen Zieles eingeschlagen wird, ja, dieser Weg ist sogar noch wichtiger, als das Ziel selbst.

Gerade bei einem Heimatmuseum kommt es darauf an, daß nicht eine tote Sammlung geschaffen wird, die Fremde vielleicht als Sehenswürdigkeit besuchen und die im übrigen ungenutzt bleibt, — hier gilt es ein Werk zu schaffen, von dem tausend Fäden in das Leben laufen, so daß das Leben ganz von selbst, ganz natürlich wieder hereinflutet. Nur eine solche Sammlung dürfen wir ein Heimatmuseum nennen, jede andere ist nur gleichsam als eine Filiale jener